

Der Epoxyd-Schock oder das Ende der Beschaulichkeit

Das jahrtausende alte Steinhauerhandwerk hat in diesem Jahrhundert manche Erschütterung erlebt – und überlebt. Eine davon war die Erfindung des Epoxydharzes.

Die nach dem zweiten Weltkrieg einsetzende Hochkonjunktur brachte auch dem Berner Steinhauergewerbe beispiellos gute Zeiten. Die Auftragsbücher waren voll, die Kassen auch und die Löhne der Steinhauer stiegen stetig und wie von selbst. In allen den Naturstein betreffenden Fragen genossen sie praktisch unangefochtene Autorität. Wer ein Haus mit renovationsbedürftiger Fassade besass, wandte sich selbstverständlich an einen Steinhauer und dieser bestimmte, was nach altem Brauch zu tun sei.

Angewandt wurden eigentlich nur drei Methoden:

- Flicke aus Stein einsetzen,
- weniger verwitterte Partien einige Millimeter zurückarbeiten,
- Teile oder auch die ganze Fassade mehr oder weniger tief abspitzen und neue Werkstücke einsetzen.

Besonders letztere Methode erfreute sich grosser Beliebtheit. Die Unternehmer konnten so am meisten Stein verkaufen und die Steinhauer sich mit dem Hauen neuer Stücke handwerklich verwirklichen. Es wurde auf hohem Niveau gearbeitet, präzise und sauber, aber doch auch mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit dem alten Stein gegenüber. Böse Zungen sprachen von der «Kahlschlagmethode».

Es waren Zeiten grosser und schneller technischer Erneuerungen. Die Entwicklung zwang ganzen Berufsgruppen radikale Änderungen auf und brachte einige Berufe, wie etwa die Drucker und Setzer, ganz zum

Verschwinden. Vor diesem Hintergrund übten die Steinhauer ihr Handwerk mehr oder weniger noch wie zu Meister Ensingers Zeiten aus. Ein so idyllischer Zustand – mit zwanzig Jahren Abstand scheint einem das klar zu sein – konnte nicht anhalten.

Das Unheil kam Mitte der siebziger Jahre in Form eines neuen Klebstoffes, dem Epoxydharz. Die Idee war nicht neu: Man zermahle Sandstein zu Pulver, füge ein neues Bindemittel hinzu und stelle damit einen künstlichen Stein her. Neu war nur, dass epoxydgebundener Kunststein, das richtige Mischverhältnis vorausgesetzt, auch auf den zweiten Blick sich optisch kaum von einem natürlichen Sandstein unterscheiden lässt. Es gibt zwei Anwendungsarten:

- als Gussmasse in eine Negativform gestopft,
- als Flickmörtel auf den schadhaften Stein aufgetragen.

Mittels Epoxydharz schien es also möglich zu werden, dass Restaurierungsarbeiten an Natursteinfassaden auch von Leuten ohne steinhauerische Kenntnisse ausgeführt werden können. Schock und Empörung unter den Steinhauern waren gross, insbesondere auch, weil die Verfechter des Epoxydmörtels diesen mit einiger Arroganz zum alleinseligmachenden neuen Material erklärten. Die neuen Methoden wurden von der Denkmalpflege nach Kräften gefördert. Ihre Forderung nach Substanzerhaltung, das heisst nach Restaurierungskonzepten, die keine Zerstörung des alten Steins mit sich brächten, schien

der Epoxydharz zu erfüllen. Dass er nicht, oder zumindest in weit geringerem Ausmass als natürlicher Sandstein, der Erosion unterlag, sprach ebenfalls für ihn. Bedeutende Gebäude (Zytglogge, Kaiserhaus, Amtshaus) wurden zum grossen Teil mit Epoxydharz saniert.

Der Steinhauerfachverein setzte sich zur Wehr. Pressekonferenzen wurden organisiert, in Zeitung, Radio und Fernsehen stand der Konflikt zur Debatte, im Stadtrat wurde darüber gesprochen. Doch es schien alles nicht viel zu fruchten, die neue – oft auch kostengünstigere – Methode blieb bei Bauherren, Vergabekommissionen und Denkmalpflege beliebt. Viele sahen in den aufbegehrenden Steinhauern bloss unbeherrschbare Quengler, unfähig dazu, umzudenken und sich auf etwas Neues einzustellen.

Doch alle Not hat ein Ende, die Rettung nahte und hiess wiederum: Epoxydharz!

Es stellte sich nämlich recht schnell heraus, dass sich Epoxydharz, als Mörtelflick aufgetragen, nicht bewährte. Was die Steinhauer immer eingewendet hatten, traf zu: Der wasserundurchlässige Mörtel konnte sich auf die Dauer mit dem porösen Sandstein, der immer ein wenig Wasser aufnimmt bzw. abgibt, nicht verbinden. Auch Dehnung und Schwund bei Hitze und Kälte sind anders als die des Sandsteins. Es gab also bald erhebliche Schäden, auf besonders krasse Weise am Amtshaus festzustellen. Die Zeugnisse fachlicher Inkompetenz lägen auf dem Trottoir herum, formulierte damals jemand hämisch, als sich zahlreiche Flicke von der Fassade lösten. Einen weiteren Dämpfer erhielt die Begeisterung für den Epoxydharz, als sich am Kaiserhaus gegossene Bildhauerstücke unter Lichteinwirkung verfärbten.



Foto: Urs Lindt

So nahm der Siegeszug des Epoxydharzes als Flickmörtel – zumindest in Bern – ein schnelles Ende. Dennoch bedeutete die Affäre den Beginn eines Wandels von Mentalität und Vorgehensweise der Berner Steinhauer.

Stattdessen ist heute Differenzierung angesagt. Vor Arbeitsbeginn wird abgeklärt, welche Sanierungsmethode den verschiedenen Schadenbildern angemessen ist. Aufgemörtelt wird weiterhin. Doch stehen unter dem Begriff «Kalktrass» verschiedene mineralische Mörtel (grob gesagt: Kalk, Zement und Sand) zur Anwendung, die in ihren Eigenschaften dem Sandstein besser entsprechen. Zudem wird abgewogen, ob es partiell genüge, den alten Stein zu reinigen und/oder mit Kieselsäureester zu verfestigen. Natürlich halten Steinhauer nach wie vor lieber Klöpfel und Eisen in den Händen als Spachtel und Kelle. Aber die Einsicht, dass künftig wohl das eine wie das andere nötig ist, hat sich im allgemeinen durchgesetzt.

Hans-Rudolf Mühlethaler



Foto: Marco Zanoni